

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1928**

258 (3.11.1928) Wissenschaft und Bildung Nr. 44

# Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 258

Nr. 44

Samstag, den 3. November

1928

## Im Schatten Plutarchs

Von Will Scheller

Jahrhundertlang bildeten die vergleichenden Lebensbeschreibungen des Plutarch die Grundlage des Allgemeinwissens um die Kultur- und Geistesgeschichte des Altertums. Die ethische Kraft und die ästhetische Form dieser Biographien waren die Wurzeln einer Wirkung, die auch heute noch nicht ganz erloschen ist; auch heute noch, obwohl inzwischen die sehr wesentliche Subjektivität enthüllt worden ist, die der Gestaltungsweise Plutarchs ihren Stempel aufgedrückt hat, auch heute noch gelten diese Charakterisierungen, ihrer Abweichungen von der Nüchternheit einer idealen Historiographie unerschrocken, als vorbildlich — eben weil sie mehr sind als Tatsachenhäufung und Spiegelung des Zeitablaufs, weil sie das einmal Gewesene zu steigern versuchen in ein Beharrendes, in eine Bildhaftigkeit, die von entschieden geistiger Absicht wie von warmem persönlichem Erleben durchglüht sind.

Das Künstlerische, ja, Dichterische in der Darstellung Plutarchs läßt jedoch, vom Standpunkt der historischen Forschung aus gesehen, manches zu wünschen übrig, und es ist denkbar, daß diese, oft genug und mit guten Gründen pedantisch eingestelltem, auf das Feuer der Empfindung und den Schwung des Stils, in dem sie sich äußert, gern verzichtet, wenn ihr statt dessen mehr und zuverlässigeres Material geboten wird. Nicht die gestaltende Persönlichkeit ist es, die sie im antiken Geschichtswerk sucht, sondern gut belegte Tatsachen, nicht die selbständige Prägung von Urteilen, sondern lediglich die objektiven Voraussetzungen dazu. Deshalb wird ein Mann wie Sueton (dessen Kaiserbiographien unlängst in Reclams Universal-Bibliothek erschienen sind) immer denjenigen willkommen sein, die in sorgfältiger Kleinarbeit an einer Geschichtserkenntnis arbeiten, an einer antiken Weltanschauung, die sich weniger aus einem geistigen Gesamterlebnis als aus der Zusammenfügung wohlgeprüfter Einzelheiten ergibt.

Gaius Suetonius Tranquillus, Sohn eines römischen Offiziers geringer Abkunft, hatte jahrelang als Beschreiber, von keinerlei Literateneitelkeit geplagter Stubengelehrter im Kreise des jüngeren Plinius gelebt, ehe er in die Atmosphäre des kaiserlichen Hofes gelangte und hier dasjenige Werk vorbereiten konnte, das allein seinen Namen der Nachwelt wert gemacht hat. Neben Männern wie Tacitus und Martial, die auch zum engeren Freundeskreise des Plinius gehörten, nahm sich der zurückhaltende, eingelegene Plinius Sueton sicherlich unbedeutend genug an, und Plinius mußte ihn mahnen, mit der Herausgabe seiner Arbeiten nicht so sehr zu zögern, von denen dann auch seine „Literaturgeschichte in Biographien“ — die nur in verstümmelten Fragmenten erhalten ist — größtes Ansehen genossen hat. Die Vorliebe für biographische Darstellungen läßt es begreiflich erscheinen, daß er seinen Zeitgenossen Plutarch, der dieses Genre so wundervoll meisterte, sich zum Vorbild nahm, aber nur äußerlich; denn im übrigen ist ein tieferer Wesensunterschied zwischen historisch eingestellten Schriftstellern kaum denkbar als der zwischen dem Griechen und dem Römer.

Die gründlichen und kritischen Studien, denen Sueton in der Stille seines bescheidenen Lebens gewidmet war, hatten ihm eine Fülle des Wissens eingebracht, die er mit einer auch damals auffallenden Redlichkeit und Anspruchslosigkeit zu handhaben pflegte. Nachdem er schon durch seines Freundes Plinius Vermittlung die Gunst des Kaisers Trajan gewonnen hatte, wurde er von Hadrian gar zum magister epistolarum, sozusagen zum Chef des Bürostabes, ernannt. Hier hatte er als Verwalter des kaiserlichen Hausarchivs und als Leiter der kaiserlichen Korrespondenz die beste Gelegenheit, seine Materialsammlungen über das Leben der römischen Kaiser seit Cäsar zu ergänzen und zu vervollkommen und alles das, was ihm nur durch Übermittlung dritter Hand zugeflossen war, aus unmittelbarer Quelle heraus, an Hand von Dokumenten nachzuprüfen und zu korrigieren. Des auf diese Weise gewonnenen unschätzbaren Materials vermochte er sich auch nach dem Verlust seiner Stellung bei Hofe, als er, der Weltfremde, über eine Intrige gestolpert war, ausgiebig zu bedienen. In der neuen, vielleicht sogar willkommen geheißenen Ruhe schrieb er jene zwölf Kaiserbiographien von Cäsar bis Domitian, die, wie gering auch ihr darstellerischer Wert anzuschlagen ist, doch zu den wichtigsten und zuverlässigsten Quellen für diesen Abschnitt der europäischen Geschichte gehören.

Wie bemerkt, ist Sueton kein Biograph im Sinne des gestaltenden Erlebens. Er richtet keine Bilder auf, sondern überläßt es dem Leser aus dem, was er mitteilt, sich ein mosaikartiges Bild zusammenzusetzen. Mit ungewöhnlicher Genauigkeit hat er jede einzelne Nachricht überprüft und verglichen, ehe er sie als historisch wahr in seinen Bericht aufnimmt, der im Grunde genommen als eine museale, zwar in Rubriken geordnete, übrigens aber zusammenhanglose Darstellung erscheint. Das, was

gerade den Biographien Plutarchs ihren hohen Reiz gibt, der geistige Jaden, der die Einzelheiten miteinander verbindet, fehlt bei Sueton fast ganz, und ebenso fehlt jedes oder doch beinahe jedes Urteil und jede persönliche Stellungnahme zu den Vorkommnissen und den Menschen, deren Handlungen er aufzeichnet. Eine geradezu einzigartige Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe ist es, die ihn von anderen Historikern unterscheidet und ihm den Ehrentitel des ehrlichsten Schriftstellers eingetragen hat.

Freilich — so ist es nicht ein führendes Werk, das er geschaffen hat, sondern bloß eine wenn auch noch so zuverlässige Unterlage für eine Darstellung, die erst in der neuesten Zeit hier und da Form gewonnen hat. Was er gibt, ist eine Art von Handbuch über die Zeit der mehr oder minder tyrannischen, wiewohl manches großen Zuges nicht ermangelnden Nachfolger Cäsars, des Augustus, der die römische Welt Herrschaft vervollkommnete, des Tiberius, der Caligula, Claudius, Nero, der kurzfristig herrschenden Soldatenkaiser und der beiden ersten Flavier; die Regierungszeit Domitians hat er noch selbst miterlebt.

Mag es auch Sueton, dem „Grammatiker“, wie damals die Privatgelehrten genannt wurden, durchaus an dem gefehlt haben, was heutigetags unter dem Begriff der schöpferischen Gestaltung mit Zug besonders hochgeschätzt wird, mag er auch zu jenen trockenen, nicht einmal um die Zeitfolge sonderlich bekümmerten Historikern gehören, die einer literarischen Begabung ermangelnd mit nüchternem Aneinanderreihen von Tatsachen sich begnügen müssen — aus der Gesamtheit dieser Tatsachen, wie hant sie auch durcheinander gewürfelt erscheinen, wächst doch für den besinnlichen Leser das Bild einer Zeit, die Vorstellung einer Kulturperiode, die zu den entscheidungsreichsten der europäischen Geschichte zu rechnen ist, zu den entscheidungsreichsten und zu den interessantesten, von denen der heutige Mensch in der Schule so wenig erfährt, daß er sich freuen darf, Gelegenheit zu haben, seine Kenntnis jener beiden Jahrhunderte, deren Verlauf noch in der Gegenwart zu spüren ist, durch die Lektüre der Kaiserbiographien eines so gründlichen Kenners der Materie wie Sueton zu ergänzen und zu beleben.

## „Jim-Crow“-Ismus

Ein Beitrag zur amerikanischen Rassenfrage.

Von Carl Schück (Leipzig).

Jim-Crowism: das ist das amerikanische Schlag- und Kennwort für den Gegensatz zwischen weißen und schwarzen Amerikanern. Jim Crow: ist eine Slangbezeichnung für Neger und schwarze Amerikaner.

Diese Bezeichnung „Jim Crow“ kommt aus den amerikanischen Südstaaten, dem sogenannten „Dixie“, dem Ausgangsland der Negerflaverei. Hier im Dixie sind die großen Plantagen, auf denen die Neger auf alle möglichen gewalttätigen und unmenschlichen Arten zur Arbeit gezwungen werden. Es kam die Sklavenerfreierung durch den großen Abraham Lincoln. Und damit wurden aus den Negerflaven amerikanische Staatsbürger mit verbrieften, gleichen Freiheitsrechten. In Massen wanderten die Neger vom Süden nach den nördlichen Staaten aus, sie verbreiteten sich im Nu über den Kontinent, um den trotz der Befreiung noch immer unerträglichen Verfolgungen durch die Weißen zu entgehen und sich Grund und Boden für ein sicheres und unabhängiges Leben zu erwerben. Aber der „befreite“ Neger blieb bei allem noch ein Paria, wie er es gewesen war.

Dieser Neger, der sich Geld verdient hatte, und demgemäß sich eine gesellschaftliche Stellung innerhalb des Staatsganzen erobern wollten, wurden und werden immer wieder von dem gnadenlosen Trennungstrieb, den die Weißen zwischen sich und den „Coons“ zogen, zurückgestoßen in ihre eigenen Milieus, ihre Ghettos, ihre Negerdistrikte.

Die Stadtbezirke, in denen Neger sich niederließen, wurden sofort auf der Grundstücksbörse wertlos und billig; und die Weißen flohen die „dunkeln Bezirke“ und Nachbarschaften, sowie sich einige Neger dort anfänglich machten. So gibt es in New York die Negerviertel von Harlem und Bronx, so wohnen in Chicago die Schwarzen in billigen, von Weißen ausgegebenen Stadtvierteln zwischen der „Stadt der Weißen“ und den Schlachthäusern, so hausen sie im Westen an der Peripherie der Städte.

Aber diese Verschiedenheit der Rassen, die in einem stillen aber erbitterten, dauernden Kampfe zum Ausdruck kommt, äußert sich noch auf andere Weise: Es gibt noch Städte in U.S.A., wie Kansas City, Detroit und andere Großstädte, wo die Neger — wenn sie bei einem „weißen“ Kaufmann ihre Einkäufe besorgen wollen — eine „Farbigensteuer“ zu zahlen haben, ja, daß selbst ihre Wohnungsmiete von den weißen Hauseigentümern mitunter um 50 Prozent im Vergleich zu den Mietpreisen der Weißen erhöht wird.

Weit schlimmer sieht es im „Dixie“-Land aus, der Heimat der Neger-„Mammies“, der guten Süßbratenrezepte, der Kreolen, der Plantagenlieder und des Jazz. Hier artet der Gegensatz zwischen Weiß und Schwarz in anderen, grausameren, mittelalterlichen Formen aus. Die Reibereien zwischen den zumeist mit französischem Blute gemischten und deshalb leidenschaftlicheren Weißen und den Negern äußern sich in Kämpfen, Mündelungen, Lynchmorden, Vergewaltigungen, Schandurteilen, Brandstiftungen.

Es gibt Postämter in den Staaten Kentucky und South Carolina, in denen es verschiedene Schalter, für Weiße und Schwarze, gibt; ja sogar vor dem Tode macht man Unterschiede: man trennt die Gräber der weißen Amerikaner streng von denen der Jim Crows. Die Straßenbahnen in den Südstaaten, die sogenannten „Jim Crow Cars“, sind die Symbole dieser Rassengegensätze; es gibt streng getrennte Abteile für Weiße und Schwarze. Und wehe dem Neger, der versehentlich oder absichtlich das Tabu-Abteil der Weißen betreten sollte: es wird sofort Prügeleien und nicht selten auch Lynchmorde geben. Man macht da kurzen Prozeß, ohne die Polizei noch die staatliche Autorität noch die „hundertprozentige Freiheit“ der Neger zu beachten. Steht der Neger vor Gericht, so wird es nur in seltenen Fällen passieren, daß man ihm recht gibt. Der Neger bezahlt volle Steuern: Er darf aber nicht seine schwarzen Führer und Brüder in den Washingtoner Kongreß wählen. — Er ist also, trotz aller nach außen hin scheinenden Freiheit — ein völlig entrechteter Mensch, ein Mensch dritten Grades, der nur in seinen Negervierteln etwas gelten darf.

Die Neger haben sich zu großen Organisationen, Bruderschaften, Logen und Sekten zusammengeschlossen. Die Intelligenz der schwarzen Rasse, kluge, besonnene, wohl-erzogene und gebildete Menschen, hat die Führung übernommen. Fast jedes Jahr sind irgendwo in den 48 Staaten der Union große Meetings, auf denen Beschlüsse gefaßt, Appellationen nach Washington geschickt und neue Führer aufgestellt werden.

Die Negerbewegung — denn eine solche ist aus dem Jim Crowismus geworden — setzte mit eigentlicher Intensität nach dem Weltkrieg ein, zu jener Zeit also, da auch bei den weißen Amerikanern das eigentliche Nationalbewußtsein erwachte und sichtbare Gestalt annahm. Hier selbstbewußte weiße Amerikaner — hier selbstbewußte, kampfbereite Neger und Amerikaner.

Der Neger erhoffte sich viel durch die glückliche Wendung des Krieges: In Scharen, zu Abertausenden hatte man die „schwarzen Brüder“ an die europäische Kampffront und in die ersten Sturmtruppen geschickt. Der Neger, der wußte, um was es ging, und daß es nun in seine Hand gegeben war, seine Zukunft zu gestalten, focht mit beispiellosem Mut. Neger sind die ersten Amerikaner gewesen, die die französischen Tapferkeitsmedaillen erhielten. „Ist der Krieg zu Ende“, so rechneten die Afrikaner, „so wird Amerika unsere Verdienste anerkennen, so wird man uns gesellschaftlich und wirtschaftlich voll anerkennen.“

Der Krieg war zu Ende. Von den weißen Soldaten streng isoliert, hatten die Negerregimenter unter ihren schwarzen Kommandeuren gekämpft und Abertausende befreit — es kam die Siegesparade in Paris: Wen ließ man ganz am Schluß und isoliert marschieren? Die schwarzen Regimenter.

Die Verbitterung begann aufs neue. Es kamen die Siegesbankette in Amerika. Man ließ die Negerabteilungen isoliert in Sonderräumen sitzen. Die Neger verließen laut protestierend den Saal. Es bildete sich aus den weißen Soldaten die „American Legion“, die allen Kriegsteilnehmern offen stand: nur die Neger schloß man aus.

So also sah die Freiheit aus, für die die Neger gekämpft, für die die Afrikaner Abertausende ihrer schwarzen Brüder hingegeben hatten.

Obwohl vernünftige, gebildete und einsichtige Amerikaner keinen Hehl aus ihrer Abneigung gegen diesen Rassenkampf machen und häufig sogar kultivierte Neger in ihre „weiße Gesellschaft“ einladen, bleibt dieser „Nigger“. So wächst die Negerbewegung, die von dem lächerlichen Ku Klux Klan und der American Legion weiter forciert wird, zu einer großen Gefahr für Amerika an, wenn nicht endlich die den Negern zustehenden, aber nur auf dem Papier notierten Rechte und Freiheiten und Privilegien des amerikanischen Staatsbürgertums in die Realität überführt werden.

Noch heute sieht man wohl Negerkomiker auf der Bühne: aber um das Paradoxon zu vollenden, sind es Weiße, die — vom Mob bejubelt — mit Gebärde und Maske der Nigger Plantagen- und Jazzlieder der Neger singen und tanzen. Noch heute sucht man — um Sensationen und „thrill“ (Erregung) zu finden — die Negerkabarette in den sonst so gemiedenen Negervierteln auf; dort trinkt man Whisky und tanzt nach den wilden Rhythmen der Jazzbands: Aber man hält sich von den Negern fern.

Eine Sensation war es, als eine hervorragende, von dem großen Kunstmägen Otto S. Kahn finanzierte Negerchauspieltruppe in einem der großen Broadwaytheater der 42. Straße zu New York ihr Volksstück „Borgy“ aufführte, beklatscht und bezubelt wurde (von den Weißen! denn ein Neger darf doch nicht mit einem Weißen zusammen im Theater sein!).

Der Kampf geht weiter. Und die Neger sind seit dem Kriege zum Selbstbewußtsein ihres amerikanischen Negeriums erwacht. Sie bilden eine geschlossene Phalanx und werden von einem mächtigen Negergeneral, der seinen Sitz in New York hat, geleitet.

Auf der anderen Seite sieht der Rassenhass und Verfolgungswahn der weißen Amerikaner. Dazwischen die verachteten Bastarde, die Mulatten.

Ob nicht — wenn Amerika nicht notwendige Schritte unternimmt — doch einmal eines Tages die 14 Millionen Neger, begeistert, von Idealen erfüllten Neger, gegen die Riesenfront der 130 Millionen weißer Amerikaner stürmen werden?

## Leberkrankheiten

Von Dr. med. Ernst Wilms, Berlin

Die Leber ist eine Drüse, die größte des menschlichen Körpers, und hat wesentlich den Zweck, die Kohlehydrate (Stärke, Zucker) und Fett zu verarbeiten, für die Bedürfnisse des Körpers umzuwandeln oder auch aufzusparen. Mit dem Zucker findet ein komplizierter Aufbau und Abbau statt: der mit der Nahrung aufgenommene Zucker wird im Darm in einfache Zuckersorten, in Traubenzucker (Dextrose) in Fruchtzucker (Fructose) und in Milchzucker (Galaktose) durch Gärung verwandelt; die Leber bildet daraus Glykogen, den sie ansammelt, um ihn als Traubenzucker wieder auszuscheiden und an die Blutbahn abzugeben. Alles Umwandlungsvorgänge, an denen das Zentralnervensystem, das Gehirn, wie auch bestimmte Blutdrüsen, die Nebenniere, die Bauchspeicheldrüse, mit beteiligt sind.

Auch für das Fett ist die Leber eine Art Vorratskammer. Aber sie ist nicht nur das, sie baut das Fett auch ab und bedient sich dazu vornehmlich der Galle, die, aus den Leberzellen gebildet, in die Gallenwege und in den Darm gelangt, wo sie dazu beiträgt, das Fett in einen wasserlöslichen, zur Aufsaugung durch die Darmwand möglichen Zustand überzuführen.

Die Leber ist durch die Rippen gegen äußere Einwirkungen geschützt und ragt in normalem Zustande nur mit einem kleinen Teil über den Rippenbogen hinaus. Bei dauerndem Druck, wie er durch ein einschnürendes Korsett ausgeübt wurde, und manchmal noch ausgeübt wird, können auf der Leber mehr oder weniger tiefe Schnürfurchen sich bilden und Schädigungen bedingen.

Infolge ihrer wichtigen Leistung, ihrer durch einen besonderen Blutkreislauf, das Pfortadersystem in den großen Blutlauf eingefügten Lage und Bedeutung ist es erklärlich, daß Schädigungen, die den Körper als Ganzes treffen, sich in der Leber besonders bemerkbar machen. Gifte, wie Phosphor, Arsen, Alkohol, auch starke Gewürze, beeinflussen die Leber. Neubildungen an anderen Organen, wie Krebs, können durch die Pfortader hierhin verschleppt werden. Die Syphilis macht sich auch an der Leber oft höchst störend bemerkbar. Noch bei vielen anderen Krankheiten wird auch die Leber mitbetroffen.

Woran ist eine Lebererkrankung zu erkennen? Die Leber kann vergrößert sein, dann kann der Arzt sie nach Unterhalb des Rippenbogens abtasten, oder sie hat sich verkleinert und ist am Rippenbogen nicht mehr auffindbar. Man kann feststellen, ob die Oberfläche glatt oder höckerig ist, ob es sich hart oder weich anfühlt. Wenn der Stuhl farblos ist, der Geruch stark finkig, so ist das ein Zeichen, daß die Galle fehlt, da ihr normaler Abfluß irgendwie behindert ist. Und ist er das, dann geht die Galle ins Blut und in die Gewebe und in den Harn. Der sieht dann dunkler, sehr viel stärker gelb als gewöhnlich. Es zeigt sich weiter eine gelbe Verfärbung der Haut

und der Schleimhäute, besonders bemerkbar an dem Weißen des Augapfels; Gelbsucht. Allgemeine Folgen der Ernährungsstörung durch die Erkrankung der Leber und die Giftwirkung der Galle sind Abmagerung, Muskelschwäche, Appetitmangel usw. Es leiden auch andere Organe, in den Nieren wird Eiweiß ausgeschieden, in der Haut entstehen Blutungen, Kopfschmerzen und andere nervöse Störungen entwickeln sich.

Wenn im Verlauf längerer oder stärkerer Lebererkrankung die Aste der Pfortader, wie es vorkommt, verstopfen, so entsteht, da die Pfortader das Blut aus Magen und Darm zur Leber zu leiten hat und nun nicht leiten kann, Blutstauung in den Verdauungsorganen. Es kommt zu Darmblutungen, die Milz wird vergrößert und wird größer, Blutwasser tritt in die Bauchhöhle, der Leib schwillt an, die Bauchwasser sucht ist da.

Die Behandlung sucht zunächst die Grundursache zu finden und zu beheben. Gleichzeitig wird sie sich bemühen, den Verdauungsvorgängen im Darm entgegenzuarbeiten, wird für genügend schnelle Entleerung (durch Klystiere) zu sorgen und die Verfestigung durch innere Mittel unschädlich zu machen suchen. Eine Karlsbader Kur ist seit altersher als wirksam bekannt; ist sie am Badeort nicht möglich, so kommt eine häusliche Trinkkur in Frage. Für reichliche Wasserausscheidung durch die Nieren wird durch harntreibende Mittel gesorgt. — Die Kost ist zu regeln, auf Fett möglichst zu verzichten. Die einzelnen Maßnahmen sollen klein sein und in kleinen Zwischenräumen genommen werden.

Das sind so die allgemeinen Gesichtspunkte, die bei Erkrankungen der Leber und ihres Anhangs, der Gallenblase, zu beachten und zu erwägen sind. Aber einige besondere, als Einzelerkrankung charakterisierte Krankheiten der Leber wollen wir uns in einem zweiten Artikel vorbehalten.

## Die Fortschritte der Medizin in den letzten 100 Jahren

Von Dr. Werner Bab, Berlin

Mit dem besseren Erkennen der Krankheiten und der verbesserten Methodik der Untersuchungsmethoden ging im 19. Jahrhundert Hand in Hand ein gewaltiger Fortschritt der Therapie, d. h. der Behandlungsmethoden. Der Kreis der Krankheiten, die man heilen oder bessern kann, ist beträchtlich gewachsen. Die soziale Hygiene, ein ganz neuer Zweig der Medizin, ist entstanden. Die Hygiene will Krankheiten, so weit das möglich ist, überhaupt vermeiden. Hierzu gehören die gesundheitsfördernden Einrichtungen der Gemeinden und des Staates. Man denke an Schulen, Wohnungsverhältnisse, Kanalisation, Heizung und Beleuchtung, allgemeine Sauberkeit (Verbot auszuspucken!) und anderes mehr. Man denke weiter an die vermehrte Zahl der Krankenhäuser, Altersheime, Fürsorgestellen, Wollklingen; an die Tätigkeit der Krankenschwestern, die es jedem ermöglicht, den Arzt zu Rate zu ziehen, ohne durch längere Krankheitsdauer in größte Not zu kommen; an die Invalidenversicherung, die für das Alter sorgt.

Dies und vieles mehr ist die Erzeugenschaft der letzten Jahrzehnte und in Deutschland vorbildlich gestaltet worden. Es hilft das alles dem Arzte die Aufgabe erleichtern, den Kampf gegen das Krankwerden zu führen und ihn beim Kranksein schneller und sicherer zu gewinnen.

Auf dem Gebiete der Krankenbehandlung hat von jeher die Operation einen breiten Raum eingenommen. Aber den Operationen früherer Zeiten waren Grenzen gesetzt, die erst das letzte Jahrhundert gesprengt hat: durch Einführung der Narkose und der Asepsis. Würde vor hundert Jahren jemand operiert, so mühte er bei vollem Bewußtsein alle Schmerzen der Operation ertragen; und hatte er den Eingriff glücklich überstanden, so war es immer noch fraglich, ob er mit dem Leben davonkam. Denn es drohte immer die Blutvergiftung durch eingedrungene Bakterien, die man weder konnte noch zu beseitigen verstand. Das ist anders geworden. Der Ätzer, dessen befähigende Wirkung ganz zufällig in Amerika entdeckt wurde, ist seit 1846 und das Chloroform, von Liebig in Gießen gleichzeitig mit einem Franzosen entdeckt, seit 1847 zur Narkose eingeführt worden, d. h. zu einer Betäubung, während der der

Arzt die Operation in einem schlafähnlichen Zustande des Patienten für diesen schmerzlos durchführen kann.

Nicht genug damit. Die Narkose, die eine allgemeine Betäubung mit sich bringt, machte den Wunsch lebendig, nur das Operationsfeld selbst zu betäuben. Und so wird heute ein großer Teil der Operationen vorgenommen bei vollem Bewußtsein der Kranken, aber ohne daß sie Schmerzen verspüren. Seltener hat diese sogenannte Infiltrationsanästhesie 1894 angegeben, aber hat 1899 sogar Einspritzungen in die Rückenmarkshäute vorgenommen, so daß nur der Teil, an dem operiert wird, anästhetisch, d. h. unempfindlich, gemacht wird. Das Hauptmittel für diese Methode ist das Kokain; neuerdings hat die strebsame deutsche chemische Industrie andere ähnliche Stoffe gefunden, bei denen gewisse Gefahren des Kokains gänzlich vermieden werden.

Auch der andere Feind der Chirurgen, die Blutvergiftung, ist heute besiegt. Rister führte die Antiseptik ein. (Blutvergiftung = Sepsis; Antiseptik = Feind der Blutvergiftung.) Die Karbolsäure war sein wirksamstes Mittel. Später ging man zur Asepsis über, d. h. zu einer Methode, bei der von vornherein für die Operation gefährliche Keime (Bakterien) ausgeschaltet wurden: das Operationsfeld wird desinfiziert, ebenso desinfiziert sich der Arzt selbst, d. h. er reinigt die Hände mittels eines peinlichen Verfahrens (heißes Wasser und Seife, Alkohol, Sublimat), zieht einen Operationsmantel an, der absolut keimfrei ist, und ebenso werden nur Instrumente verwendet, die steril, d. i. keimfrei, sind. Auch die Jodtinktur, die keimtötend wirkt, findet Anwendung. Nur diese Weise wird jede Operation von vornherein in ihrem Erfolge gesichert, und Wundfieber und Blutvergiftung lassen sich vermeiden.

Durch diese Verbesserungen hat man sich an Operationen heranwagen können, die früher ohne weiteres lebensgefährlich gewesen wären. Man operiert am ganzen Körper, selbst am Gehirn, entfernt große Geschwülste, Nieren- und Gallensteine, ja, selbst eine Niere, den ganzen Magen kann man entfernen, ohne daß eine Gefahr besteht, wenn der Operateur die Technik beherrscht. Es kann daher nicht verwundern, daß eine sehr große Anzahl neuer operativer Heilverfahren gefunden wurde, die oft lebensrettend wirken.

Trotz alledem sind die meisten Menschen „meißerscheu“ und ziehen eine Behandlung vor, bei der nicht operiert zu werden braucht. Man sagt alle anderen Methoden als „konservativ“ zusammen.

Auch hier gibt es eine unübersehbare Zahl neuer Methoden und Heilmittel. Einiges sei genannt. Die Strahlenbehandlung ist heute jedem bekannt: Röntgenstrahlen, Radium; ferner die Lichtbehandlung, wie sie die künstliche Höhen Sonne bietet; sie spielt in der Therapie der Tuberkulose eine große Rolle. Die Röntgen- und Radiumbehandlung wird besonders bei bösartigen Geschwülsten angesetzt. Röntgenstrahlen sind auch die vorzuziehenden Schutzimpfungen; von der Keuchentzündung war schon die Rede. Auf etwas anderem Prinzipie beruhen die Impfungen zum Schutze gegen Typhus und Cholera; auch bei Tuberkulose, Starrkrampf und anderen Leiden werden Sera, Schutzstoffe eingespritzt. Aberhaupt hat die Methode, Heilmittel einzuspritzen, immer mehr Anhänger gewonnen. Auf diese Weise werden die wirksamsten Bestandteile sicherer an den Ort transportiert, wo sie angreifen sollen. Verätzungen des Magens durch solche Medikamente werden dadurch vermieden. Seit einigen Jahren spricht man auch bei gewissen Krankheitszuständen Milch (und ähnliche Präparate) ein, die eine Verschleimung der Heilung bei diesen Prozessen bewirken.

Von den neueren Heilmitteln, die zu einem besonderen Aufse gelangt sind, wären das Salvarian und das Jodolin zu nennen; letzteres gegen die Syphilis angewandt, von Ehrlich, dem Nobelpreisträger des Jahres 1908, entdeckt, letzteres gegen den Diabetes, die Zuckerkrankheit, in Gebrauch.

Die Medizin steht in ihrer Blütezeit und läßt in der nahen Zukunft noch vieles Segensreiche erhoffen. Wir dürfen aber nicht schließen, ohne darauf hinzuweisen, daß ein großer Teil, ja das Bedeutsamste am Aufschwung der medizinischen Kunst und Wissenschaft in den letzten hundert Jahren in Deutschland geleistet worden ist. Deutsche Geistesarbeit ist es zum großen Teil, mit der die Ärzte aller Länder ihren Kranken helfen.

## Die van-Gogh-Ausstellung in der Karlsruher Kunsthalle

Die Sammlung der Frau Kröller umfaßt beinahe 150 Bilder und Zeichnungen von Goghs, die vereinigt worden sind im Rahmen einer größeren Kollektion moderner und modernster Kunst. Der Hauptzweck dieser weiteren Sammlung, die mit den van Goghs in Haag zu einem eigenen Museum ausgebaut werden soll, liegt auf der künstlerischen Produktion Hollands, auf der sogenannten Haager Schule, auf Israëls, Mauw, Maris und ihren Zeitgenossen. Dann aber auch auf den modernen Richtungen, von denen eine von der früheren deutschen, hauptsächlich Münchener Maltradition ausgeht, eine zweite sich der französischen Moderne einschließlich des Impressionismus verpflichtet, endlich eine dritte Gruppe, vielleicht die wesentlichste und nationalste, die sich um van Dongen zusammenschließt. Neben diesen Holländern stehen einzelne hervorragende französische Bilder, während die deutsche Malerei unserer Zeit nur durch Werke zweiten und schlechteren Ranges vertreten ist, was wieder dem Niveau der Sammlung Kröller noch dem der deutschen Kunst entspricht.

Es war deshalb richtig, daß sich Frau Kröller entschloß, auch in Karlsruhe nun den Kern ihres Bestandes auszustellen, der die größte existierende Sammlung von Gogh'scher Kunst bedeutet. Das andere hätte, wenigstens zum Teil, zuviel Diskussion aufgeregt, die sich in solchen Fällen in der Regel auslos verbräutet. Außerdem wurde durch die Konzentration auf van Gogh erreicht, daß ein absolut einheitliches Bild entstand, daß eine der bedeutendsten Persönlichkeiten europäischer Kunst ohne Nebenwirkung zur Geltung kommen konnte. Erwähnt sei noch, daß es weder ein Museum noch eine Privatgalerie gibt, die sich so intensiv und mit dem Ziel umfassend zu sein, eines großen, neueren Künstlers angenommen hat, denn weder die Wechsels in Köln noch die Thomas in Karlsruhe noch die Wechsels in Basel noch andere berühmte Bestände — vielleicht mit Ausnahme des Musée Rodin — können mit der van-Gogh-Sammlung der Frau Kröller auch

nur annähernd verglichen werden. Die einzige Möglichkeit dieser Art in Deutschland ist an Kurzzeitigkeit geknüpft: das Marées-Museum in München, zu dem sogar die Mehrzahl der Bilder geschenkt worden wäre.

Frau Kröller hat die Absicht, ihre van-Gogh-Sammlung weiter zu vervollständigen, und das gerade auf Grund des bis jetzt Erreichten, auf Grund dieses Zielens umfassend zu sein. Trotz der außerordentlichen Schwierigkeiten soll versucht werden, das vorhandene Ganze noch abgerundeter zu gestalten, sei es vor allem durch Zeichnungen der Spätzeit, die noch nicht genügend vertreten sind, sei es durch Bilder aus van Gogh's letzter Zeit in Auvers sur Oise, von denen nur eine unvollendete und trotzdem überwältigende Landschaft vorhanden ist, sei es durch Zeichnungen des allerersten Anfangs, als van Gogh als Laienprediger im belgischen Kohlenbezirk von Mons, dem sogenannten Borinage, gescheitert war und zum Stift griff, „um sich zu trösten“. Auch van Gogh's Versuche, sich graphisch in verschiedenen Techniken auszudrücken, die Lithographie, „Sorrow“ vom Aufenthalt an der Antwerpener Akademie und das radierte Porträt des Dr. Gachet aus der letzten Zeit in Auvers, wären für den Ausbau erwünscht, weil sie zeigen, daß van Gogh an dieser Art der Ausübung vorübergegangen ist, was verständlich wird aus seiner Art der Zeichnung, die immer zum Bild, zur Farbe tendiert.

Diese Räden, wenn man in diesem Zusammenhang überhaupt von Räden sprechen darf, fallen auf, weil die anderen Epochen von van Gogh's Schaffen in so hervorragender Weise illustriert sind, daß die Gewalt der Persönlichkeit unmittelbar und eindringlich klar wird. Gewiß sind bei van Gogh, wie bei jedem Künstler nicht alle Bilder gleichwertig, jedoch beim Vergleich der Epochen, als auch der einzelnen Arbeiten innerhalb einer Epoche. Was aber auch den weniger gelungenen und von van Gogh oft verworfenen Arbeiten ihre seltene Bedeutung gibt, ist die Tatsache, daß jedes Werk, auch wenn es nur Versuch ist, Teil ist einer geistigen Gesamtgestalt, Teil eines Lebens, das mit dem Werk zusammen-

gewachsen ist und eine Höhe sinnlicher Vergeltung und unmittelbaren Ursprungs bedeutet, die sich als Festlosigkeit selbst im geringsten äußern mußte. Die Eingabe, diese letzte Eingabe, die von grandioser Kraft und unerbittlicher Wahnsinnigkeit getragen wurde, sie hat van Gogh sich selbst finden lassen in einer Tiefe seines Bewusstseins, die ihm Vereinzelung und Wahnsinn zum Schicksal machte. So groß war diese Eingabe, daß sie Mensch und Werk aus der Ebene des Persönlichen in die Sphäre des Allgemeinen erhob, unbewußt dem Künstler selbst, unbewußt seiner Zeit, die ihn nicht verstand in der Einsamkeit seiner Verurteilung, in der Tiefe seines Glaubens. Um so stärker haben ihn spätere Generationen begriffen, haben in ihm den Führer der Moderne erkannt, einen neuen Typus des schöpferischen Menschen, der nach an den Dingen der Natur steht, von ihr Unendliches erfährt, eine wesenhaftere Wirklichkeit als das Bild bloßer Erscheinung. Van Gogh war der erste und mit Géganne vielleicht der einzige, der den Mut hatte, wieder ernst und ausschließlich zu sein, gepaßt von beherzender Leidenschaft und Notwendigkeit zum Ausdruck, der ihm Kunst bedeutete.

Aber van Gogh's Leben, seine künstlerische Entwicklung, über die Geltung seiner Kunst ist viel geschrieben und gesprochen worden, gerade auch anlässlich der verschiedenen Ausstellungen der letzten Zeit. Nirgendes aber ist das Wesentliche so unmittelbar gedrückt, wie in van Gogh's Briefen (ungefährte und gefälschte Übersetzung bei Cassirer, Berlin), die ihm in gleicher Weise wie die Bilder aus seiner Vereinsamung heraus Verbindung zur Außenwelt wurden. So ganz ist er auch in der sprachlichen Form er selbst, daß seine Briefe über das Interesse hinaus, das sie für die Kenntnis seiner Persönlichkeit enthalten, zur gewaltigsten und ergreifendsten Verlebensnatur gehören, die Europa hervorgebracht hat. Van Gogh's Gestalt kann gar nicht deutlicher unrisen werden als durch ihn selbst, weshalb wir diesen abschließlich allgemein gehaltenen Ausführungen in einem weiteren Artikel eine kurze Auswahl aus van Gogh's schönsten Briefen folgen lassen.

W. M.